

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Badische allgemeine Zeitung. 1951-1959 1953**

255 (31.10.1953) Sonntagsbeilage

# AZ Sonntags Beilage

Samstag/Sonntag, 31. Okt./1. Nov. 1953

Nummer 5

Rolf Gustav Häbler:

## EIN MANN SPRICHT VERSE

Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt... der Tag ging regenschwer — die paar Worte, gegliedert und von einer dumpfen Schönheit, wollten nicht aus seinem Kopf. Er wußte: sie waren aus einem Gedicht, an den Namen des Dichters konnte er sich nicht mehr erinnern. Es war schon lange her, daß er diese Zeilen gelesen hatte. Und wieder vergessen.

Aber plötzlich waren sie da, die paar Worte, langsam und trüb und traurig, waren irgendwie da, als er die Treppe hinabstieg, die Haustüre öffnete und auf die Straße trat. Aus einem fremden Haus kam er, die Straße war ihm fremd, irgend eine Straße war es voll grauer und rußiger Mietkasernen.

Er hatte einen Bekannten besuchen wollen. Hatte an der Korridorüre geklopft. Niemand kam. Er klingelte wieder, fest, zweimal rasch nacheinander. Aber es blieb still. Da ging er, etwas ärgerlich zuckte er die Achseln. Und dann fielen ihm jene Worte des Dichters ein. Verfolgten ihn, monotone Silben aus dem Klang eines Halbvergessenen — übrigens war dieser Tag, ein Novembertag, genau so, wie der Dichter ihn mit den paar Worten beschrieben hatte: regenschwer und sturmbewegt.

Unschlüssig ging der Mann die Straße entlang. Eine Straßenbahn ratterte vorbei. Sein Blick blieb am Schild des Wagens hängen: „Friedhof“ stand darauf... Ach ja, ich bin in der Oststadt, da drüben liegt der Friedhof, der Gottesacker, dachte der Mann. Und im gleichen Augenblick fiel ihm das Wort „Grab“ ein und das Wörtlein „gewesen“ — ja, so hieß es in jenem Gedicht weiter: „Ich war an manch vergessenem Grab gewesen...“ Dann stockte er. Von wem nur war das Gedicht?

Der Mann beschloß, hinüber nach dem Friedhof zu gehen. Es war ja gleichgültig, wohin man bei diesem Wetter spazieren ging. Uebrigens hatte es ein wenig aufgehellt. Der Asphalt glänzte. Ein graublauer Himmel lag tief über den Häusern, böiger Wind wehte zuweilen aus dem Westen. Nach fünf Minuten stand der Mann am Friedhofstor. Rechts und links waren Geschäfte mit Blumen und Kränzen, mit Kreuzen und Grabsteinen. Auch der Tod ist eine Sache, von der die Menschen leben, dachte der einsame Spaziergänger und lächelte. Er fand, daß dieser Gedanke etwas Beruhigendes habe: Das Sterben wurde weniger wichtig; es reichte sich ganz selbstverständlich in das Leben ein.

Vor einem Blumenladen blieb der Mann stehen, die Hände in seinen nassen Regenmantel vergraben. Viel war da nicht zu betrachten: Astern und buntes Laub und Tannengrün. Drinnen im Geschäft befanden sich eine Dame in Trauer und eine ältere Verkäuferin, und sie unterhielten sich, man konnte es durch die Scheiben sehen. Sie redeten lebhaft und hatten es wichtig. Klatsch vermutlich, dachte der Mann, auch in Trauer klatschen die Leute gern, so sind sie. So sind wir alle...

Es war ein grauer trüber Tag, ein Tag des Uebelnehmens, der Verdrießlichkeit, der Unzufriedenheit — vielleicht formen Himmel, Wolken, Sonne oder Regen unsere Seele weit mehr als wir ahnen, überdachte der Mann, vor dem Fenster mit den traurigen Blumen.

Er ging durch das Tor des Friedhofs, ohne Blumen. Denn dieser einsame Mann hatte niemand da drüben, dem er hätte Blumen bringen können. Trotz dem schlechten Wetter sah er viele Besucher zwischen den Gräberreihen. Da fiel ihm ein, daß Allerseelen sei, Tag der Toten. Die Gräber waren geschmückt. Aber die nassen, kühlen, späten

Oktobertage hatten die bescheidene Pracht der Astern arg zerfetzt, das bunte Laub war entblättert und nur das Tannengrün trotzte dunkel und hart. Er sah sich einige Gräber an, mit der zufälligen Neugier eines Menschen, den diese Sache eigentlich nichts angeht. Da waren Statuen aus Marmor, Grabsteine aus geschliffenem Muschelkalk, Holzkreuze mit Perlenkränzen. Es ist nicht wahr, daß der Tod uns alle gleich macht, dachte er längerlich; sogar das Grab schneidert man noch nach Maß oder Konfektion.

An einer Ecke standen einige Männer in Uniform. Es waren Friedhofsbeamte. Sie trugen Mützen mit dem Wappen der Stadt, und an ihren langen, schwarzen Mänteln hatten sie große glänzende Knöpfe, die ebenfalls Wappen aufgedrückt zeigten. Der Tod ist offenbar eine wichtige städtische Angelegenheit, überlegte der Mann, und der Totengräber ist ein Beamter in Gehaltsklasse so- undsoviel, mit Pensionsberechtigung, bis auch er stirbt. Wie unromantisch: man stelle sich die Friedhofszene im Hamlet vor mit einem Totengräber in städtischer Uniform, er sieht aus wie ein Straßenbahnschaffner. Grotesk, nicht wahr?, sagte der Mann zu sich, etwas böseartig und ironisch, und zugleich ärgerte er sich über seine literarischen Gedanken. Aber dann lächelte er wieder: über diese Einfälle, über sich selbst, über den Tod. Es ist ganz gut, alle diese Dinge recht unsentimental zu sehen, es bleibt immer noch genug Schmerzliches, notierte der einsame Denker.

Mittlerweile war der zu solch mißmutigen



Allerheiligen — Allerseelen

mir bekannten Namen!“ Die Frau, die bisher ruhig weitergearbeitet hatte, erhob sich nun, hielt die erdigen Hände von ihrem schwarzen Kleid weit ab und schaute den Fremden überrascht an. „So — Sie haben meinen Mann gekannt?“

„Wie, das war Ihr Mann?“ fragte er. Nun, so konnte es nicht stimmen, jener Bekannte war nicht verheiratet gewesen. Der Fremde schaute erst jetzt die Frau näher an — eine Arbeiterfrau, die Frau eines kleinen Beamten vielleicht, taxierte er.

Es sei doch wohl ein Irrtum, meinte er zur Frau, sein Bekannter wohne da drüben, Lud-

Aber er wollte gar nichts. Es fing leise an zu rieseln. Nun hätte er sagen können: „Ach, es regnet — ich muß gehen, leben Sie wohl, alles Gute...“ Aber er blieb stehen. Er schaute das Kreuz mit dem bekannten Namen an, den regenschweren Himmel, die kärglichen Astern. Es war eine trübe Sache, das.

„Was mag die Frau nur von mir denken?“ überlegte der Mann. Dann blickte er wieder auf das Kreuz. Endlich kam ihm ein erlösender Gedanke. Nach seiner Art holte er weit aus: Er habe soeben etwas überlegt... ja, es wäre doch möglich, daß nicht ihr Mann, sondern sein Bekannter, der mit dem gleichen Namen, hier bestattet liege, nicht wahr, das sei doch mindestens denkbar? Sterben müssen wir alle, und keiner weiß, wann. Nun gut, in diesem Fall hätte er einen Kranz kaufen müssen, einen schönen Kranz mit Astern, buntem Laub und Tannengrün, wie man sie zur Zeit anfertige, nicht wahr? Indessen, das sei ja erwiesen, sein Bekannter lebe noch, aber immerhin, möglich wäre es gewesen...

Kurz und gut: dieses Geld für den Kranz hätte er dann auch nicht mehr. Er wolle ihr deshalb diese kleine Summe schenken, sie könne das Geld sicher gut gebrauchen, mit ihren fünf Kindern... Und griff in die Tasche und holte einen Fünfmarschein heraus.

Die Frau schaute ihn unschlüssig an. Nun wußte sie erst recht nicht, was sie von ihm halten sollte. Sie rührte sich nicht. Sagte auch nichts.

Da ging er an das Grab und legte den Geldschein auf die Erde.

Was für ein dummes, sentimentales Getue mache ich da, ärgerte er sich, nickte der Frau kurz zu und ging weg. Und im Gehen brummelte er etwas vor sich hin, fast ohne es selbst zu bemerken, erst nach einiger Zeit stutzte er — ach, ja, es waren jene Verse von Lillencron, Detlev von Lillencron, den heute merkwürdigerweise kaum einer mehr kennt; und jetzt wußte er sie wieder:

*Der Tag ging regenschwer und sturmbewegt,  
Ich war an manch vergessenem Grab gewesen.  
Verwittert Stein und Kreuz, die Kränze alt,  
Die Namen überwachsen, kaum zu lesen.*

*Der Tag ging sturmbewegt und regenschwer,  
Auf allen Gräbern froh das Wort: Gewesen.  
Wie sturmetot die Särge schlummerten,  
Auf allen Gräbern taute still: Genesen.*

Die Frau hatte dem fremden, merkwürdigen Mann im nassen Regenmantel, der um seine hagere Gestalt flatterte, still nachgesehen. Schüttelte dann leicht den schon etwas grauen Kopf und nam mit ihren erdigen, verarbeiteten Fingern den Geldschein vom Boden. Sorgfältig legte sie ihn in ihren abgegriffenen Geldbeutel.

## Später Herbst

Von Ernst Falk

*Nun wird es Herbst. Die bunten Blätter lösen  
Sich sachte von den wirren Zweigen los  
Und fallen nieder in den heiligen Schoß,  
Und alles spricht das eine Wort: Gewesen.*

*Auch du gehst nun von mir ins Unbekannte.  
Das kurze Glück, das uns vereinte, war.  
Verdämmernd grüßt es aus der stillen Schar  
In der Erinnerung märchenhaftem Lande.*

Anmerkungen aufgelegte Mensch in jenen Teil des Friedhofs gelangt, wo die frischen Gräber lagen. An einem der Hügel kniete eine ältere Frau und machte sich mit dem Blumenschmuck zu schaffen. Der Mann blieb in der Nähe stehen, ohne ersichtlichen Grund. Die Frau schaute schräg über die Achsel und wandte sich wieder ab. Er fühlte sich verpflichtet, etwas zu sagen: „Das macht Arbeit, so ein Grab, nicht wahr?“

Die Frau antwortete nur ein kurzes Ja und schweig dann. Da fiel er das Holzkreuz näher in seinen Blick und erschrak. Auf dem Holz stand der Name jenes Bekannten, den er hatte besuchen wollen, auch der Vorname stimmte. Aber die Frau am Grab, nein, die kannte er nicht. Er trat einen Schritt näher. Die Frau blickte erstaunt auf und sah ihn unsicher an.

„Ach, entschuldigen Sie“, sagte er und deutete auf das Kreuz, „ich lese hier einen

wigstraße 48... Die Frau schaute ihn mißtrauisch an. Nein, dort wohne sie nicht, erwiderte sie. Was dieser seltsame Mensch da nur von ihr wollte? Und die Geschichte mit dem Namen glaubte sie nur halb.

Der seltsame Mensch kam in große Verlegenheit. Er schwieg, blieb aber stehen. Wieder sprangen ihm jene Worte des Dichters an... zu dumm, ärgerte er sich. Von, ja, von Lillencron war das Gedicht, nun fiel es ihm ein. Um aber nicht einfach wegzulaufen, fragte er die Frau, ob sie Kinder habe.

Ja, fünf. Der Älteste fünfzehn Jahre“.

Da sei es wohl schwer für sie, jetzt, meinte der Mann weiter.

Zögernd antwortete die Frau: Gewiß sei es nicht leicht, sie habe nur eine kleine Rente, immerhin, es gehe. Und dann schwieg sie. Sie hätte ihm am liebsten gesagt, er solle machen, daß er weiterkomme. Was der überhaupt wollte?





### Der hölzerne Tod jagt die Krokodile

800 Meter über dem Meeresspiegel und rund 100 km östlich vom Tanganjika-See im ehemaligen Deutsch-Ostafrika liegt das Eldorado der afrikanischen Krokodile, der Rukwasee. Die gefährlichen, bis zu fünf Meter langen Reptilien leben mit zahlreichen Nilpferden in einer Art notgedrungener Kampfgesellschaft zusammen und haben sich derart vermehrt, daß die Regierung jetzt sogar für den Abschluß Propaganda macht. Die eigenartigen Jagdmethoden wurden von den Eingeborenen übernommen. Obwohl seit Jahren ausreichend Schußwaffen vorhanden sind, ist es Ehrensache, die Tiere zu harpunieren. Gewöhnlich fährt ein uralter Kutter mit einer Plötze höchst jährenlicher Kanus aus. Die primitiven Boote fahren im Halbkreis auf und treiben eine Herde Krokodile und Nilpferde in irgendwelcher der vielen flachen Buchten zusammen. Während die Nilpferde wie eine Panzerkolonne stur weiterziehen, werden die Krokodile plötzlich aufgeregt, schließen sinnlos hin und her und gleiten auch über die Rücken der Dickhäuter hinweg. Langsam schieben sich die Boote bis auf zwei Meter an die zusammengedrängten Tiere heran.

Vorn steht Ali, der schwarze Harpunier (Bild oben rechts). Eine glatte Stange, etwas dicker als ein Speer, mit Wider-

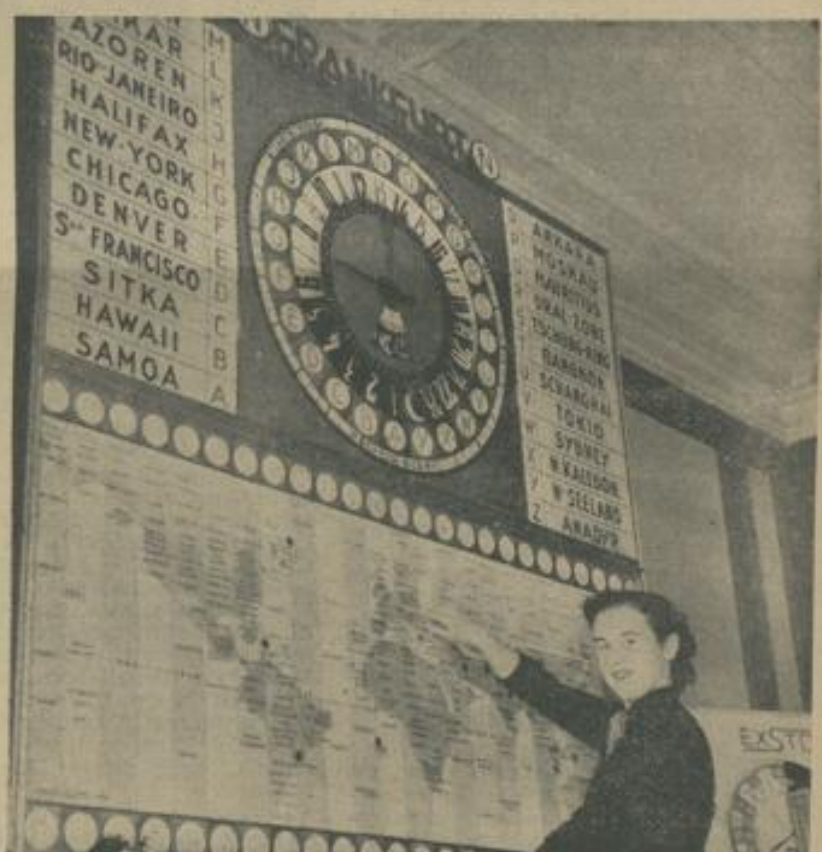
haken an der Spitze ist außer einem rasierkliegenscharf geschliffenen Haumesser seine einzige Waffe. Eine Kokosleine ringelt sich um den Schaft. Hinter Ali steht der weiße Jäger Oliver Milton mit einem Reservewurfhaken bereit. Alle sehen gespannt auf Ali und den Alligator, den er aufs Korn genommen hat. Trifft er das Krokodil nicht beim ersten Wurf so, daß die Harpune festsetzt, kann die ganze Jagd für die Bootsbesatzung recht ungemütlich werden. Ein Schlag mit dem knochenharten Schwanz zertrümmert mit Leichtigkeit die Planken des Bootes. Mancher Jäger mußte dabei schon sein Leben lassen. Glückt ein Fang, dann wird das in langer Verfolgungsjagd ermattete Tier an der Harpunenleine Hand über Hand herangezogen und buchstäblich totgeschlagen. Mit Geschrei und Hallo zieht die Besatzung den toten Feind schließlich ins Boot (oben links). Auf unserem nebenstehenden Bild riß die Leine von Alis hölzerner Harpune. Blitzschnell hat Jäger Milton einen kurzen eisernen Widerhaken mit einer zweiten Leine auf das bereits schwer getroffene tauchende Krokodil geworfen. Die Gefahr ist vorüber und die Beute sicher. Copyright: Transpress



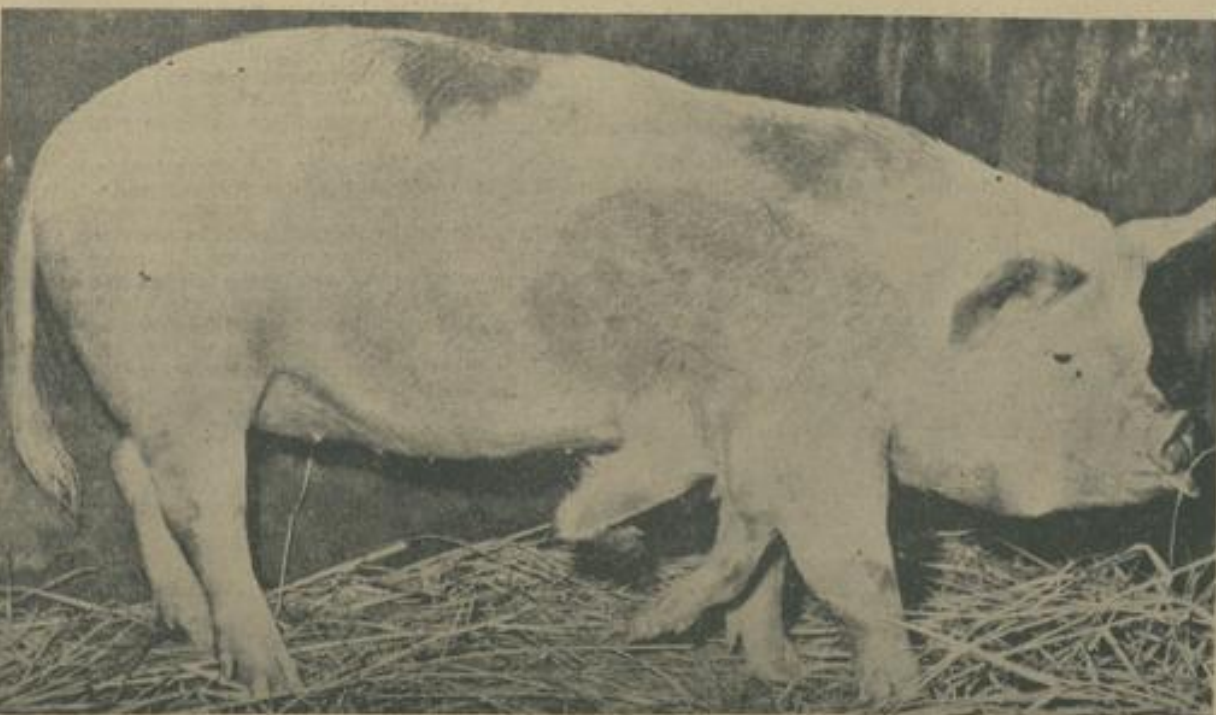
Das Leben geht weiter im Uberschwemmungsgebiet von Kalabrien. Tausende wurden obdachlos. Aber aus den Ruinen der von den Fluten zerstörten Häuser suchten sie sich verschonte Habseligkeiten zusammen, um wieder von vorn anzufangen, den Gewalten der Natur zum Trotz.



Das Wundermädchen von Mercara in Indien lebt nun schon seit mehr als einem Jahr ohne Wasser und ohne jegliche Nahrung. Dabei fühlt sich die 18jährige Dhanalaxmi durchaus wohl. Sie macht den Eindruck eines völlig gesunden, fröhlichen und aufgeweckten Menschen. Bis zu ihrem 14. Lebensjahr aß Dhanalaxmi tüchtig. Dann ließ ihr Appetit plötzlich nach und zwei Jahre später fastete sie bereits 22 Tage. Seit über einem Jahr nimmt sie nun gar nichts mehr zu sich und selbst eine Zwangsernährung lehnte der Körper ab. Die indische Regierung hat einen Preis von 1200 Mark für den Wissenschaftler ausgesetzt, der das Geheimnis der lebenserhaltenden Kraft des Mädchens ergründet.



Eine Uhr für die ganze Welt haben die deutschen Siemenswerke jetzt fertiggestellt. Die Menschen, die heute mit dem Flugzeug Kontinente in wenigen Stunden überbrücken, kommen mit den normalen Uhren nicht mehr aus. Die Weltzeituhr zeigt nun Minuten, Stunden und Tage für alle Orte der Erde. Die Zeitzonen sind durch Buchstaben gekennzeichnet. Innerhalb des Buchstabenkreises dreht sich die Stundenkala und in der Kreismitte der Minutenzeiger. In dem Fenster unterhalb des Zeigermittelpunktes werden jeweils die Tage angezeigt. Zur Kennzeichnung der Wochentage wurden astronomische Zeichen unter Einfügung der Zahlen 1 bis 7 (von Sonntag bis Sonnabend) benutzt. Unser Bild zeigt die Weltzeituhr, die in Frankfurt um 13.45 Uhr deutscher Zeit aufgenommen wurde. Mit einem Blick läßt sich ablesen, daß es in diesem Augenblick in New York 7.45 Uhr oder in Tokio 21.45 Uhr geschlagen hat.



Jolanthe auf sechs Haxen wurde in Niigata (Japan) geboren. Das sechsbeinige Tier wuchs prächtig heran und wurde kürzlich zum Schlachten nach Tokio gebracht. Dort erregte das arme Schwein aber soviel Aufmerksamkeit, daß man beschloß, es im Interesse der Wissenschaft leben zu lassen. Jolanthe ist sieben Monate alt und wiegt etwa zwei Zentner.



Die Berliner aus Hannover, Grethe Weiser, beging in diesen Tagen ihr 25jähriges Bühnenjubiläum. Auf unserem Bild feiert sie dieses Ereignis mit Ida Ehre, der Intendantin der Hamburger Kammerspiele.

Heroin ist eines der stärksten Rauschgifte und die Endstation derer, die süchtig geworden sind, und bei denen schwächere Gifte schließlich nicht mehr die gewünschte Wirkung hervorrufen.

In der Hand eines verantwortungsvollen Arztes ist Heroin unter Umständen ein wertvolles Schmerzmittel, das jedoch nur in Sonderfällen angewendet wird, und auch dann nur in verdünnter Form, in den Händen von Verbrechern kann das harmlos aussehende weiße Pulver zu einer furchtbaren Waffe werden.

Die Verbindungen der illegalen Rauschgift-händler, die Milliarden an ihrem gewissenlosen Geschäft verdienen, reichen bis in fast alle Teile der Welt. Der Kampf gegen sie wird in Hamburg und Berlin ebenso erbittert geführt, wie in Marseille, New York oder London.

Nur ein verschwindend geringer Teil der verderbbringenden Ware kann rechtzeitig beschlagnahmt werden, denn die Behörden sind trotz größter Anstrengungen nahezu machtlos. Gelingt es aber einmal, eine größere Menge des weißen Pulvers sicherzustellen, dann führt die Spur fast immer nach Peking.

Daß jemand in Amerika Bücher und Zeitschriften aus Hongkong bekommt, gehört schon längst nicht mehr zum Alltäglichen. Als Miss Hayes, eine Aushilfskraft in einem kalifornischen Postamt, vor wenigen Monaten eine derartige Sendung aussortierte, wurde sie neugierig. Zwar gehörte es nicht zu ihren Aufgaben, die Bücher genauer anzusehen, aber die Neugierde war stärker als die Dienstvorschriften. Miss Hayes staunte nicht wenig, als sie die Blätter umschlagen wollte und feststellen mußte, daß der Absender die Seiten sauberlich zwei Zentimeter von den Rändern entfernt ausgeschnitten hatte. In den so entstandenen Hohlraum war ein flacher Pappkarton eingefügt. Aus Kriminalromanen, die sie gelesen hatte, wußte sie, daß Agenten und Schmuggler sich hin und wieder dieser einfachen Methode bedienen, um Geld oder Dokumente unauffällig zu versenden. An die Möglichkeit einer Höllenmaschine wagte sie kaum zu denken, obwohl ihr auch dieser Gedanke blitzartig durch den Kopf ging. Miss Hayes benachrichtigte sofort ihren Vorgesetzten. In Gegenwart mehrerer Beamten wurde der Karton geöffnet. Er enthielt nichts weiter als ein weißes Pulver, das man für Staubzucker hätte halten können, wäre es nicht aus Hongkong gekommen.

Der Postvorsteher informierte umgehend das Bureau of Narcotics, die amerikanische Rauschgiftbehörde, denn er ahnte, daß es sich bei der Sendung nur um Rauschgift handeln könne. Die Analyse ergab, daß es Heroin war, 650 Gramm insgesamt. In der amerikanischen Unterwelt zahlt man dafür nicht weniger als 100 000 Dollar.

Inzwischen waren zwei Beamte des Bureau of Narcotics eingetroffen. Sie sollten den Empfänger der Buchsendung, einen gewissen Mr. Gee, verhaften, falls er so leichtsinnig wäre, das Paket — als Adresse war „postlagernd“ vermerkt — selbst abzuholen.

Tagelang warteten die Agenten auf den verabredeten Wink des Postbeamten. Als sie schon die Hoffnung aufgeben wollten, kam Mr. Gee. Er versuchte zu fliehen, wurde aber nach kurzem Kampf überwältigt.

Mr. Gee hieß natürlich anders, und er war nicht gerade sehr gesprächig. Er hätte auch nicht viel sagen können, jedenfalls nicht mehr, als die Chemiker bereits in Erfahrung gebracht hatten. Man kann nämlich schon aus der Analyse und den Reinheitsgrad der „Ware“ mit ziemlicher Sicherheit feststellen, woher sie stammt. Ist sie hochprozentig rein, und das war hier der Fall, dann stammt sie meist aus Rotchina, darauf deutete außerdem schon der Poststempel Hongkong hin. Der Mann, der den Rauschgifthandel in Rotchina leitet, ist Po Yi-Po.

#### Der König des Rauschgift-handels

Po Yi-Po ist bei den Rauschgiftbehörden der westlichen Welt bekannter als in Peking, wo er sein Hauptquartier hat. Die Hoffnung, seiner habhaft zu werden, hat man längst aufgegeben. Er betreibt ein Milliarden-geschäft vom Schreibtisch aus und denkt nicht daran, ins Ausland zu reisen und sich dadurch der Gefahr einer Festnahme auszusetzen.



## POSTSTEMPEL HONGKONG RAUSCHGIFT AUS ROTCHINA

Der Chef des amerikanischen Rauschgiftdezernats und seine Männer kämpfen einen Kampf gegen Schemen, gegen unfaßbare Gegner. Jedes Jahr werden große Mengen Rauschgifte in die USA geschmuggelt. Nur drei bis vier Prozent können rechtzeitig konfisziert werden, der Großteil erreicht seinen Bestimmungsort — die Unterwelt der amerikanischen Großstädte. Die Rauschgiftquellen des Fernen Ostens scheinen unerschöpflich; sie entziehen sich jeder Kontrolle.

Seit Ausbruch des Korea-Krieges bedienten sich die Schmuggler mit Vorliebe amerikanischen Truppentransporter und Urlaubersflugzeuge, die zwischen Japan und den USA verkehren, denn sie wurden nur oberflächlich kontrolliert. Aufmerksam darauf wurde man erst, als eine Stichprobe an Bord des Schlachtschif-

führen. Wer in den Mohnfeldern arbeitet, hat eine besondere Uniform zu tragen. Kommissare und Spitzel überwachen jedes Feld. Wer auch nur ein einziges Gramm Rohopium für sich behält, wird als Volksfeind zum Tode verurteilt. Der Mann, der diese Organisation aufgebaut hat, ist Po Yi-Po.

Etwa 4 000 staatlich lizenzierte Schmuggler bringen die „Ware“ über die Grenze. Erste Station ist Südkorea oder Japan. Jeder der Schmuggler hat ebenfalls genau abzurechnen.

#### Die Behörden sind machtlos

In den japanischen und südkoreanischen Städten blüht das Rauschgiftgeschäft. Viele Taxifahrer, Kellner, Dirnen, und sogar einige Soldaten verschaffen sich durch den Weiterverkauf einen lohnenden Nebenverdienst.



„ACHTUNG!  
POLIZEI-STREIFE!“

es „Missouri“ Heroin im Wert von über zwei Millionen Mark zutage brachte.

Wer ist nun der geheimnisvolle Po Yi-Po, der Mann, der die Fäden des Rauschgift-handels in den Händen hält und gegen den der berühmte Lucky Luciano nicht viel mehr wie ein kleiner Hausierer ist? Wie kann er noch heute in China ein Geschäft betreiben, auf dem nach Maos Gesetzen die Todesstrafe steht? Die Antwort ist verblüffend einfach: Er arbeitet für die rotchinesische Regierung.

Nach seinem Sieg über die nationalchinesischen Truppen führte Mao sofort die langversprochene Landreform durch. Jedes Stück Acker sollte ausschließlich der Lebensmittelgewinnung dienen, und der Mohnanbau sei ab sofort verboten, hieß es in den neuen Gesetzen. Wer damals glaubte, Mao habe die ehrliche Absicht, die Rauschgiftgewinnung in China völlig zu unterbinden, der mußte sich bald eines Besseren belehren lassen. Kaum hatte Mao das Heft fest in der Hand, als bei den Bauern Kommissare erschienen, die ihnen befahlen, so und soviel Mohn je Hektar Land anzubauen und eine entsprechende Menge Rohopium abzulefern.

Die Opiumpflanzung war damit über Nacht zu einer staatlich geleiteten Großindustrie geworden. Eine lückenlose Organisation sorgt seitdem dafür, daß die gesamte Ernte kontrolliert werden kann. Jeder Bauer muß Buch



ER KENNT SICH AUS

in den Schlupfhöhlen der Bucht von Halong. Nur ein schmales Boot vermag es, sich zwischen den steilen Felswänden, die vor der französischen Kolonie im Nordwesten der Chinesischen See emporragen, hindurchzuwinden. Früher hausten hier die Piraten, heute die Schmuggler.

Anfangs sahen die zuständigen Behörden kaum den Ernst der Lage. In den Ländern des Fernen Ostens ist der Rauschgiftgenuss ein vertrautes Ubel, das zwar bekämpft wird, mit dem man sich aber doch bis zu einem gewissen Maße abgefunden hat. Erst als sich herausstellte, daß eine nicht unbeträchtliche Zahl amerikanischer Soldaten süchtig geworden war, begann man, sich ernstlich Sorgen zu machen. Die Weltöffentlichkeit erfuhr davon zunächst nichts.

Als erster wagte Kardinal Spellman, das Problem öffentlich zu erörtern. Nach seinem



DEM RAUSCHGIFT VERFALLEN

In den Opiumböden des Fernen Ostens sieht man immer wieder solche Bilder. Das Rauschgift, Heroin und Opium, schenken Stunden vorübergehenden Vergessens. Doch furchtbar ist das Erwachen. An Leib und Seele krank werden die Opfer jener Sucht nur zu leicht willfährige Werkzeuge von Verbrechern.

Weihnachtsbesuch bei den Truppen in Korea, erklärte er im vergangenen Januar in New York, die Zahl der amerikanischen Soldaten, die dem Rauschgiftgenuss verfallen seien, sei erschreckend hoch. Selbst die harten Strafen der Militärgerichte hätten keine wesentliche Besserung hervorgerufen. Es sei an der Zeit, daß man entsprechende Maßnahmen ergreife.

Die größte Gefahr aber liegt darin, daß Heroin in Ostasien rein gehandelt wird, während die vielen Zwischenhändler in den USA und Europa es vorher erheblich „verdünnten“. Wer an reines Heroin gewöhnt ist, kann erfahrungsgemäß kaum noch geheilt werden. Nur zu leicht wird der süchtige amerikanische Soldat nach seiner Entlassung zum Verbrecher werden, einem willenlosen Opfer in der Hand von Agenten, einer Gefahr für sein Land.

Langsam begann man, die Situation im richtigen Licht zu sehen. Mao hat im illegalen Rauschgift-handel eine Waffe gefunden, die bei weitem gefährlicher ist, als seine moderne Luftwaffe. Jeder Süchtige unter den Alliierten ist, ohne es zu wissen, sein Verbündeter.

#### Eine teuflische Waffe

Vor drei Jahren hat die Peking Regierung den Amerikanern einige hundert Tonnen Opium angeboten. Washington war nicht interessiert. Monate später wollten die Rotchinesen den Briten 500 Tonnen Opium liefern, aber auch London lehnte ab. Niemand hatte bis dahin gewußt, daß ein Land der Welt soviel Opium zur Verfügung hat.

Für die Rauschgiftagenten begann damals eine unruhige Zeit. Sie wußten, daß versucht werden sollte, die 500 Tonnen auf den illegalen Markt zu bringen. Etwa 22 Tonnen konnten beschlagnahmt werden, der Rest hat aller Wahrscheinlichkeit nach sein Ziel erreicht.

Der Profit an diesem skrupellosen Handel läßt sich nur annähernd bestimmen. 500 Tonnen Opium werden legal für etwa 60 Millionen Mark gehandelt, in „Fachkreisen“ der Unterwelt sind sie mindestens zehnmal soviel wert.

Eine amerikanische Untersuchungskommission kam schließlich zu der naheliegenden Vermutung, daß Mao den Krieg in Korea zum größten Teil durch den illegalen Verkauf von Rauschgiften finanziert habe. Diese so phantastisch klingende Behauptung ist durch Zahlenmaterial untermauert.

Die Käufer aber waren — und das ist das erschütternde Fazit, das man aus dem Bericht des Untersuchungsausschusses ziehen muß — zum großen Teil Angehörige der Nationen, die in Korea gegen Maos Soldaten gekämpft haben.

Der Mann, der sich diese teuflische Waffe ausgedacht hat, der ihren Einsatz leitet, Po Yi-Po, gewinnt in Rotchina zusehends an Macht. In Zeitungsartikeln preist er die Errungenschaften des neuen Regimes, dem es unter anderem gelungen sei, in den drei ersten Jahren der Regierung unter Mao über zwei Millionen „Banditen“ zu liquidieren.

Imn stört es nicht im geringsten, daß Rotchina die internationalen Abmachungen über die Rauschgiftkontrolle in kaum zu überbleibender Weise verletzt hat, denn in Peking kann ihm nichts passieren.



DIE DSCHUNKEN SIND SCHWER ZU ÜBERWACHEN

Wer wollte wohl die zahllosen Dschunken, die in den südkoreanischen und japanischen Häfen anlegen, genau auf ihre Ladung kontrollieren? Nur zu leicht entgehen einige Kilo, manchmal sogar Zentner Rauschgift den Augen der mit allen Schmuggler-Tricks vertrauten Beamten.



SCHMUGGLERBOOT AUF DEM SI-KIANG

Unvorstellbar ist es, was eine solche Chinesen-Dschunke alles in sich aufnehmen kann. Von den fernsten Landesteilen her bringen sie auch Rauschgift, meist in kleinen Mengen, in die Nähe der Küstenplätze, von wo die begehrte Ware oft nach Hongkong oder Halong geschmuggelt wird.



## Auf Untereisfahrt hart am Tode vorbei

U-BOOT „BERRY“ NACH SECHS MONATEN WIEDER IN DER HEIMAT

Mit geheimer Order verließ vor gut einem halben Jahre das moderne britische U-Boot „Berry“ den Hafen von Plymouth, um sich zunächst in das antarktische Weddell-Meer zu begeben, wo der versiegelte Befehl geöffnet werden sollte, den Angehörigen der 54 Mann starken Besatzung wurde gesagt, es handele sich um eine Übungsfahrt, auf der meteorologische Messungen vorgenommen werden sollten. In Wirklichkeit hatten die fünf eingeweihten hohen Offiziere der britischen Admiralität „ein schlechtes Gewissen“, als sie diese Auskunft gaben. Um Eltern, Frauen, Bräuten und Verwandten der U-Boot-Offiziere und Marinesoldaten Sorgen zu ersparen, wurde ihnen bewußt vorenthalten, daß das U-Boot „Berry“ eine 250 Seemeilen lange Untereisfahrt vornehmen sollte.

Am Rande des 70. Grades südlicher Breite erbrach Kapitän Longouster befehlsgemäß das Siegel. Der Brief enthielt wissenschaftliche Anweisungen für Radarmessungen unter Wasser und „unter der mittels anliegender Karte näher bezeichneten bis zu 25 Meter mächtigen Eisfläche“. Ausgehend von einem Punkt vor Coats-Land war eine 250 Seemeilen lange Strecke in Richtung Westantarktis unter Eis zurückzulegen, womit auch die in Plymouth so zahlreich an Bord genommenen Sauerstoff-Flaschen eine Erklärung fanden.

U-Boot „Berry“ tauchte zu dieser ungewöhnlichen Untereisfahrt, während sich die Schiffsführung ganz auf die vom kartographischen Institut in London gelieferten Spezialangaben über die Mächtigkeit des schwimmenden Eises im Weddell-Meer verlassen mußte. Schon nach den ersten 30 Seemeilen Fahrt in einer Tiefe von etwa 80 Metern schritten erstmalig die Alarmglocken durch das Boot. Der Radarschirm registrierte einen Unterwasserberg mit einem Tiefgang von über 100 Metern. Mit Not

Kapitän Longouster fand sich mit der neuen Lage schmunzelnd ab und beauftragte seine junge Braut, die im Kriege Marinehelferin war, sich bei der Überwachung der Radargeräte nützlich zu machen.

Kurz vor Ende seiner Untereisfahrt kollidierte das U-Boot mit einem neuen Tiefen-Eisberg. Durch den Anprall wurde es emporgeschleudert und seine Steuerbordwand erheblich eingedrückt. Nur dem Umstand, daß an dieser Stelle bereits die Eisschicht zu Ende war und das U-Boot durch den Schleuderruck die Oberfläche erreichte, ist es zu verdanken, daß es Kurs auf England nehmen konnte; denn das Tiefenruder war blockiert. Nach der Rückkunft in Plymouth bezeichnete der Südpol-Forscher Prof. Murs diese erste gelungene „Antarktis-Unterquerung“ als das gewagteste Experiment der modernen Wissenschaft. Der heutigen Frau Longouster vergab der Kommandeur der U-Boot-Flotte das Vergehen gegen die Schiffsgesetze und die Angehörigen der Offiziere und Matrosen bekamen noch nachträglich einen Schreck, als sie von dem gefährlichen Unternehmen „Berry“ hörten.

### Dies und das

Man hat Versuche mit Schwalben als Nachrichtenübermittler gemacht, weil sie kleiner sind und schneller fliegen als Briefftauben.

In St. Thomas in Westindien wurde vor Jahren eine Schildkröte gefangen, die 7 Fuß lang war, einen Umfang von 15 Fuß hatte und 1 000 kg wog.



DER KROEGEL IN ALT-BERLIN

In der Nähe des Molkenmarktes in Berlin befand sich der Krögel, der 1936 abgebrochen wurde. Es war eine lange düstere Gasse mit hohen, alten Häusern und winkligen Höfen, in die kein Sonnenstrahl drang.

### Interessante Welt

Der nördlichste Punkt des asiatischen Festlandes ist das Kap Tscheluskien auf der sibirischen Jajmirbalbinsel. Der südlichste Punkt ist das Kap Buru auf der Halbinsel Malakka. Der östlichste Punkt ist das Kap Deschnew auf der sibirischen Tschuetschenhalbinsel, an der Beringstraße gelegen. Der westlichste Punkt ist das Kap Baba in Kleinasien.

Die größte Universität des Islams ist El-Asir, „die Blühende“, im arabischen Viertel von Kairo, der Hauptstadt Ägyptens, die man auch „die Perle der Weisheit“ nennt und „die Mutter der Koranlehrer“. Diese Hochburg orientalischer Gelehrsamkeit wurde vor mehr denn neunhundert Jahren von Gobar, dem „Erleuchteten“, gegründet, dessen Grabmal noch heute in einer Seitenhalle gezeigt wird.

und Mühe konnte der Gefahr eines Zusammenstoßes ausgewichen werden.

Gerade als das Forschungs-U-Boot etwa die Hälfte seiner Tauchfahrt unter der zwischen 15 und 25 Meter Stärke schwankenden Eisfläche zurückgelegt hatte, ereigneten sich gleich zwei Zwischenfälle auf einmal. Plötzlich gab es einen gewaltigen Ruck. Das Licht ging aus und selbst die Notbeleuchtung erlosch. Durch das Sehrohr schoß Wasser ins Boot herab. An einer auf der Karte nicht angegebenen Stelle erreichte die Eisschicht über 50 Meter Mächtigkeit und riß dem Boot das Sehrohr ab. Infolge eines schnell beseitigten Fehlers an der Radaranlage wurde die unvorhergesehene Veränderung nicht registriert. Als Kapitän Longouster den Befehl zur langsamen Weiterfahrt erteilte, kam der Bordingenieur zu ihm: „Kapitän“, sagte er, „in der Ersatzkammer, wo ich die Montage eines Ersatzsehrohres veranlassen wollte, befindet sich eine Frau, die sich in England an Bord geschmuggelt haben muß.“

Ärgerlich ging Longouster in die Kammer, um die blinde Passagierin zu vernehmen. Als er die Frau zu Gesicht bekam, mußte er sich an die Bootswand stützen. Die Verblüffung verschlug ihm die Sprache: Hier 80 Meter unter dem Weddell-Meer, am Rande der Antarktis, stand ihm seine angehende Frau Mary Trowell gegenüber. „Ich habe geahnt, daß mit Deiner weiten Fahrt etwas nicht stimmt“, schluchzte sie. „Ich bin einfach ausgedrückt! Der Schiffskoch hat mich verborgen.“



HIER IST „AMERIKAS LETZTE GRENZE“

Als „Amerikas letzte Grenze“ bezeichnen die Einwohner von USA ihren entlegensten Naturschutzpark, den hoch oben in Alaska befindlichen Mount McKinley National Park. Wegen seines Reichtums an Wild und seiner unvergleichlichen landschaftlichen Schönheiten wurde die malerische Gegend um den Mount McKinley im Jahr 1917 zum Naturschutzpark bestimmt.



ALTE WINDMÜHLE AN DER ERFT

Das Land an der Erft, besonders auch das Gebiet um Hülchrath, ist reich an landschaftlichen Schönheiten. Manche Kriege sind über die Bruchlandschaft hinweggebraut und hinterließen hier und da ihre Spuren. Doch die Natur hüllte immer wieder ihren grünen Mantel über die Wunden. Früher klapperten außer den Windmühlen auch manche alte Wassermühlen ihr geschäftiges Lied. Meistens waren diese Bauernmühlen von den Landesherrschäften erbaut. Der durch ein Wehr gestaute Fluß trieb mit viel Lärm und Getöse das bemooste Rad. Fruchtbare Wiesen begleiteten den Lauf der Erft. Entwässerungsgräben machten aus einem Teil des Bruches wieder brauchbares Land, das mit Pappeln und Eschen bestanden ist. Ein Besuch der alten Schlösser des Erftlandes mit ihren Wällen und Befestigungen bringt dem Freund aller Geschichte manche Wissensbereicherung.

## El Veja ist an 2200 Pfählen angebunden

DER FEUCHTESTE WINKEL DER ERDE UND SEINE PROBLEME

Das Klima an der Laguna de Maracaibo in Venezuela rechnet mit zu den feuchtesten der Erde. Gleichzeitig fallen hier unvorstellbare Niederschlagsmengen. Es regnet Wochen, manchmal sogar Monate lang, indem es ununterbrochen förmlich gießt. Deshalb ist auch die Gegend nur dünn und an hoch gelegenen Stellen besiedelt. Einige Ortschaften, wie z. B. El Veja, haben aber doch im Tal Fuß gefaßt und sind mit den auftauchenden Problemen nach eigener Art fertig geworden.

Die Begründer El Vejas legten sozusagen ein Holzfundament aus floßartig miteinander verbundenen Baumstämmen. Auf dieser Grundlage entstanden dann die mit Winkeln und Pföcken mit dem Untergrund verbundenen Holzhäuser. El Veja wuchs bis zur Größe einer kleinen Stadt von 9 500 Einwohnern. Jedesmal, wenn ein neues Bauvorhaben zur Ausführung kam, mußte zunächst ein Antrag auf „Fundamentsanschluß“ gestellt werden. Das heißt, auf Beschluß der venezolanischen Stadtväter wurde dann die Floßgrundlage erweitert, so daß heute der ganze respektable Ort, in dem es keine Steinbauten gibt, nach einer findigen Planung sogar mathematisch, gleichgewichtsmäßig ausgelastet auf einer schwimmenden Pfahlkonstruktion ruht.

Gerade in diesen Wochen rüsten sich die Venezianer auf eine neue Regenzeit. Die ersten tropischen Gewitter sind herniedergeprasselt, abgelöst von dem dort bekannten Stundenregen, der bald der eigentlichen Regenzeit Platz macht. Bürgervorsteher Almaco Naccias fuhr eines Nachts durch das Schütteln und Rütteln seines Hauses aus dem Schlafe, und er wußte, die Wassermassen in der Umgebung ließen den Ort erstmalig in diesem Jahre wieder hin und her gleiten.

Natürlich reicht selbst der tropische Dauerregen bei einer Durchschnittsniederschlagsmenge von über 400 cm nicht aus, um einen aus mehreren tausend Holzbauten bestehenden Ort einfach schwimmen zu lassen. Aber die Regenzeit bewirkt erst die Überschwemmungen der Laguna de Maracaibo, deren Wasser sich 5 Monate im Jahr mehr als 100 Kilometer landeinwärts bewegen und selbst in entfernten Dschungelgebieten 1,5 Meter hoch stehen.

Das Rütteln, welches Bürgervorsteher Naccias an seinem Holzhaus verspürte leitete eine der Schwimmzeiten Vejas ein. Dann steigt das Wasser in der Umgebung unter dem anhaltenden Regen und durch die Laguna bis zu 4 Meter hoch. Der ganze Ort verläßt mitsamt dem Fundament den sicheren Platz auf der Erde und schwimmt nach nur 8 bis 10 Tagen mit allen Häusern und Bauten wie ein riesiges Stadtfloß mitten in dem Tal.

In einer solchen Zeit kennen die Einwohner nur eine Hauptpflicht, zu verhindern, daß Veja sich nicht von den 2200 Pfählen, an die es angebunden ist, losreißt. Wäre die Holzortschaft auf dem Fluß nicht förmlich angebunden, würde sie längst davon geschwommen und entweder auf die Laguna hinausgetrieben oder irgendwo an den großen Urwaldbäumen des nahen Dschungels zerschellt sein.

Der schwimmende Ort besitzt auch einen Bahnhof, aber er ist nur zusammen etwa ein halbes Jahr in Betrieb. Sobald Veja seine feste Lage auf der Erde verläßt, bleiben die beiden Schienenstränge unter dem Wasser liegen, während sich die Stationsgebäude mit erheben und auf „Schwimmtour“ gehen.

In der letzten Regenzeit riß sich ein Haus am Rande der Ortschaft mit einem Teil des Stadtstoßes los und trieb in den Urwald. Hier mußte der Besitzer 7 Wochen ausharren, ehe er festen Boden unter die Füße bekam und ohne Furcht vor Krokodilen nach Veja zurückkehren und dort von seiner unfreiwilligen 12-Kilometer-Reise berichten konnte.



DIE MALERISCHE BURG DER PORTUGIESISCHEN STADT PALMIERA

Südportugal ist das Land der burggekrönten Städte. In den engen Straßen finden sich viele historische, kunstvolle Bauwerke, die mit gotischen Portalen und Fenstern reich verziert sind. Graue Stadtmauern mit Wacht- und Ausgucktürmen säumen meist die mittelalterliche Siedlung ein. Vor den Toren dehnen sich dunkel schimmernde Olivenhaine und Fruchtplantagen.

